

## Der Zeitgenosse – eine geschichtstheoretische Begriffsbetrachtung

von Lucian Hölscher zum Geburtstagssymposium von Richard Hoppe-Sailer am 9. Juni 2012

Zeitgenossen sind diejenigen, die zur selben Zeit leben. Unter Zeitgenossen, das impliziert der Begriff seit Beginn seines Gebrauchs in der frühen Neuzeit, gibt es etwas, was sie teilen: nämlich die Zeit, in der sie zusammen sind. Der Begriff des Zeitgenossen, in seiner temporalen Bindung an die Gleichzeitigkeit von Ereignissen und Personen scheinbar leicht verständlich, erweist sich allerdings bei näherer Betrachtung als hintergründig und von geradezu metaphysischer Abgründigkeit.

Denn was teilen Menschen eigentlich mit einander, wenn sie Zeitgenossen sind? Orientieren wir uns dafür zunächst an Goethes berühmtem Ausspruch anlässlich der Kanonade von Valmy am 20. September 1792, bei der er selbst in Lebensgefahr kam: *„Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“* Zeitgenossen der großen Umbrüche in Frankreich waren Goethe zufolge nicht nur diejenigen, die damals auf dem Frankreich-Feldzug der verbündeten Armeen unter der Führung des Herzogs von Braunschweig dabei waren, sondern auch die Mitlebenden im weiteren Sinne. Denn sie gehörten derselben Epoche an, hatten ihren Anfang miterlebt.

Gleichzeitigkeit schafft seit dem 18. Jahrhundert ein Band unter Menschen, das nicht im direkten Kontakt zwischen ihnen aufgeht. Die Zeit ist für Zeitgenossen weit mehr als eine formale Zeitbestimmung, die sie auf dem Kalender in eine gemeinsame Position rückt. Sie ist eine inhaltliche Teilhabe an etwas Gemeinsamem. Dies Gemeinsame wird seit dem 18. Jahrhundert als „Geist“ bezeichnet: als „Zeitgeist“. Was ist das? Der Göttinger Historiker August Ludwig Schlözer (1735-1809) hatte sich darüber 1772 Gedanken gemacht, indem er die Unterscheidung zwischen dem „Realzusammenhang“ zwischen historischen Ereignissen – damit meinte er die unmittelbare Einwirkung von Ursachen auf Wirkungen –, und dem „bloßen Zeitzusammenhang“ zwischen ihnen einführte.<sup>1</sup>

Realzusammenhänge, so erklärte er den Unterschied, zwischen *„Begebenheiten, die von Natur in einander verflochten sind, lassen sich eben dadurch leicht als gleichzeitig*

---

<sup>1</sup> Ludwig August Schlözer, Versuch einer Universal-Historie (Göttingen/ Gotha 1772), S. 48 f.

*denken: aber Begebenheiten ohne allen merklichen Realzusammenhang, die Siege des Timurs und die Intriguen der Margaretha<sup>2</sup>, wie lassen sich diese als koexistent behalten? Sie haben keine Verbindungspunkte, sie verhalten sich eben so willkürlich wie Wörter und Ideen zusammen, und die systematische Weltgeschichte scheint dadurch eine eben so lästige Memoriensache wie das Sprachenlernen zu werden.“*

Doch wenn zwischen zeitgleichen Ereignissen und Personen auch kein unmittelbar erkennbarer Zusammenhang bestehe, so doch ein indirekter. Denn

*„ein höherer Geist, der die Verkettung aller Dinge unsers Erdbodens durchschaut, würde (allerdings) auch unter ihnen eine entweder spätere oder frühere Realverbindung finden.*

Zwischen allen Dingen auf dieser Welt bestand also nach Ansicht Schlözers eine geheime Verknüpfung, die „große Kette des Lebens“, wie man damals sagte. Erkennbar war sie zwar nur für einen „höheren Geist“ (an dessen Stelle dann bald auch die Nachwelt rückte). Aber der Zusammenhang bestand gleichwohl. Man erkennt in dieser Vorstellung leicht den Einfluss von Leibnitz, dessen philosophische Monadenlehre über Christian Wolff auch auf den Göttinger Historiker wirkte. Zeit wurde von Leibnitz, wohl in alter platonischer Tradition, als Ausdruck einer Weltseele begriffen. D.h. Zeit hatte ein Subjekt und einen konkreten Inhalt, sie war nicht nur ein abstraktes Zeitmaß. Zeit ließ sich auch in größere und kleinere Teile teilen, die jeweils selbst wieder eine Seele besaßen: „Monaden“, wie sie Leibnitz nannte. Die Idee des Zeitgeistes folgte dieser dinglich-ideellen Vorstellung eines Zeitpunkts oder -raums, den diese Monade einnahm.

In der zeitgenössischen Geschichtsschreibung begegnen wir dem Konzept des Zeitgeists (*esprit du temps*) schon vor Schlözer in Voltaires Schrift über das Zeitalter Ludwigs XIV. (1751). Mit dem „Zeitalter“ (*l'age*) gewinnen wir einen weiteren Baustein für unseren Begriff der Zeitgenossenschaft. Auch das Zeitalter bezeichnete weder nur einen Zeitpunkt noch nur eine Zeitperiode, sondern beides gewissermaßen in eins gedacht, nämlich eine konkrete Sinneinheit. Diese Sinneinheit umfasste zwar in sich einen Ablauf, als Ganzes aber war sie zeitlos. So sah es auch Voltaire: Die Zeitgenossen des goldenen Zeitalters von Athen im 5. Jahrhundert vor Christus oder Ludwigs XIV teilten ein Schicksal,

---

<sup>2</sup> Timur (Tamerlan): ein zentralasiatischer Herrscher am Ende des 14. Jahrhunderts; Margarete von Tirol (1318-1369) konnte sich nur durch zahlreiche Intrigen auf dem Thron halten.

eine Erfahrung mit einander, die sie von anderen Zeitaltern unterschied: etwa die Erfahrung der guten Herrschaft des Perikles oder des französischen Sonnenkönigs.

Historiker haben schon früh begonnen, Geschichte als Abfolge von Zeitaltern zu erzählen, die – wie die Regierungszeit eines Königs oder das „babylonische Exil“ der Juden – jeweils in sich eine Sinneinheit bildeten. Jedes Zeitalter als in sich geschlossene Einheit zu begreifen, war das erste; erst später fügten Historiker alle Zeitalter in die Abfolge der kalendarischen Jahrhunderte und Ären. Doch auch heute noch sind sie davon überzeugt, dass man nicht wissen muss, zu welchem Zeitpunkt genau sich eine Begebenheit zutrug, wenn es darum geht, an ihr den Charakter des Zeitalters, dem sie angehört, darzulegen.

Und doch hat sich das Problem der Zeitgenossenschaft seit der Aufklärung verschärft. Denn mit der Universalisierung der Zeit im 18. Jahrhundert und der ihr korrespondierenden Doktrin von der großen Kette des Lebens entstand ein Problem, das uns bis heute beschäftigt: Wie verhält sich der epochale Zusammenhang der Zeitgenossenschaft zum annalistischen Ablauf der Zeit, der ja ebenfalls das Schicksal der Menschen mit einander zu einer Sinneinheit verknüpft?

Zeitgenossen, so muss man heute wohl sagen, bilden nicht nur eine zeitlose Gemeinschaft unter einander, sondern ihre Zeitgenossenschaft wird auch erst im Abstand der Jahre, aus einer späteren Zeit, gewissermaßen von außen voll sichtbar. So ging es etwa Lily Braun mit ihrer Großmutter Jenny von Papenheim, die, aus der Distanz der Zeit um 1900 betrachtet, als Zeitgenössin von Goethe noch einem Geschlecht von „Titanen“ angehörte, in deren „Schatten“ die Enkelin noch aufgewachsen war.<sup>3</sup> Da zeichneten sich im Abstand zweier Generationen nun Eigentümlichkeiten des sozialen Habitus und der Denkweise ab, welche für die Goethegeneration selbst so noch nicht artikulierbar waren.

Trennendes und Gemeinsames bedingen einander wie in der Zeit überhaupt so auch in der Zeitgenossenschaft. In der Epoche, im Zeitalter steht die Zeit gewissermaßen still, alles ist in ihr gleichzeitig und eben dadurch mit einander verknüpft. Dann aber, wenn sie vorbei ist, kommt die Zeit wieder in Gang, markiert Differenzen und rückt den Zeitzusammenhang der Zeitgenossen dadurch in die Perspektive eines historischen Standorts, der sich mit dem Ablauf der Zeiten immer weiter verschiebt.

---

<sup>3</sup> Lily Braun, Im Schatten der Titanen. Erinnerungen an Jenny von Gustedt (1909).

Die hermeneutischen Implikationen dieser Standortgebundenheit aller historischen Erkenntnis sind schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts von Chladenius und in jüngerer Zeit noch einmal von Reinhart Koselleck beschrieben worden.<sup>4</sup> Auf das Phänomen der Zeitgenossenschaft bezogen besagt diese Standortgebundenheit: Zeitgenossen erkennen einander, ohne sich notwendigerweise persönlich zu kennen. Doch was sie eigentlich mit einander teilen, zeigt sich erst im Abstand der Zeiten, die sich zwischen sie und ihre späteren Beobachter schieben. Und noch eins: Im historischen Abstand erfahren auch diese Beobachter sich wieder als Zeitgenossen, mithin als Teilhaber an einem anderen Zeitalter. Die historische Zeit verläuft nicht kontinuierlich. Sie bedarf jedoch zugleich der Kontinuität ihres stetigen Ablaufs, um das unendliche Geflecht der Beziehungen zu fassen, das sich zwischen Vergangenheit und Gegenwart gebildet hat und das wir Geschichte nennen.

So weit sind wir aber erst auf dem Erkenntnisstand des Historismus. Die neuere Kulturgeschichte hat diesem zunächst linear, also zweidimensional gedachten Geflecht mit der Erinnerungs- und Erwartungsgeschichte eine weitere, eine dritte Dimension hinzu gefügt: Über die Linearität des historischen Zeitablaufs zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hinaus erforschen wir heute auch diejenigen vergangenen Sinnhorizonte, welche vergangene Zeiten von ihrer eigenen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft entworfen haben. Und auch hier entfaltet die Zeitgenossenschaft wieder das ihr eigentümliche Zusammenspiel von Kontinuität und Diskontinuität, von Stillstand und Abstand der Zeiten.

In der Erinnerungsgeschichte von Jans Assmann „Die Zauberflöte“ werden wir z. B. Zeitgenossen nicht etwa der alten Ägypter, welche uns die moderne Ägyptologie vorstellt; sondern derjenigen Ägypter, die sich die Freimaurer in ihren hermetischen Schriften vorstellte. Ähnlich ergeht es uns mit der Erwartungsgeschichte älterer Zukunftsromane: In Edward Bellamys Roman „Looking Backward 2000 to 1887“ von 1888 werden wir zu Zeitgenossen einer damals vorgestellten Zukunftsgesellschaft im Chicago des Jahres 2000, mit der wir heute, hätte sie sich realisiert, tatsächlich zeitgleich leben würden.

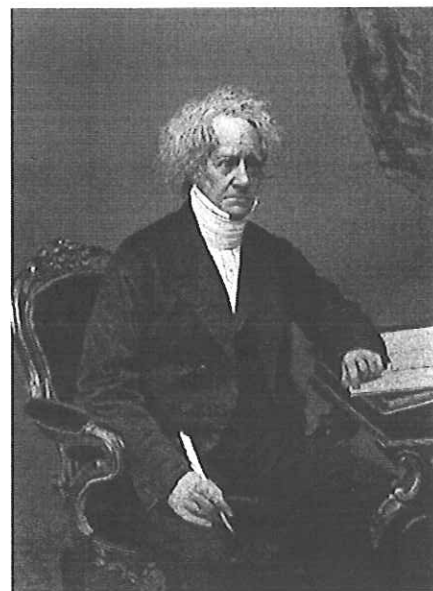
---

<sup>4</sup> Johann Martin Chladenius: Allgemeine Geschichtswissenschaft (1752, ND 1985); Reinhart Koselleck: Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: Wolfgang Mommsen, Reinhart Koselleck, Jörn Rüsen (Hg.), Objektivität und Parteilichkeit (München 1977), S. 17-46

Zeitlich strukturiert sind nicht nur die realen, sondern auch die imaginierten Zeiten. Und ist nicht jede reale Zeit zugleich imaginiert, jede imaginierte Zeit auch real?

An dieser Stelle sollten wir nun aber zu guter Letzt gerade auch als Historiker der Verzeitlichung allen Geschehens Einhalt gebieten, die in der Moderne und Postmoderne wie ein Moloch die gesamte menschliche Wirklichkeit zu erfassen und zu verschlingen droht. Historiker sind versessen auf Raum und Zeit. Beide bilden für sie nicht nur die unabdingbaren Voraussetzungen aller Wirklichkeit, sondern zugleich auch das Ziel all ihrer Erkenntnisanstrengungen. Letztlich, d.h. in einer einst vollständig erforschten Geschichte, müsste es, wenn man ihrer Geschichtskonstruktion folgt, ausreichen, den Ort und Zeitpunkt eines historischen Ereignisses anzugeben, um damit alle Sinnbezüge zu erfassen, die ein solches Ereignis hat. Doch das ist ein Popanz, von dem uns die Betrachtung von Kunstwerken befreien kann: Kunstwerke wirken über die Zeit hinweg, ja sie vermögen die Relevanz des Ablaufs der Zeiten überhaupt auszulöschen. Ihre Bedeutung mag sich zwar im Ablauf der Zeiten ändern, aber das ist nur von (kunst)historischem Interesse. Ästhetisch bleiben sie dabei doch immer mit sich identisch.

Die Kunst begründet eine Zeichensprache, die sich in immer neuen Kontexten zur Geltung und zum Ausdruck bringt. Sie zu verstehen heißt sie zu benutzen. Zeitgenossen von Kunstwerken werden wir, indem wir sie auf uns wirken lassen. Man kann dies vielleicht an einer Photographie des Astronomen John Herschel (1792-1871) illustrieren, die aus den 1860er Jahren, also noch aus der Anfangszeit der Photographie stammt und mir immer deswegen eindrucksvoll war, weil sie Informationen enthält, die keine schriftliche Beschreibung so transportieren könnte. Hier tritt uns eine Persönlichkeit ungebrochen durch den Ablauf der Zeiten scheinbar unmittelbar vor Augen, wie sie als Gemälde kaum glaubhaft wäre. Die Photographie hellt ein Dunkel auf, das bislang über aller Geschichte lag, trotz aller Bilder, die wir aus ihr besitzen. Die Präsenz der fotografischen Ablichtung macht uns zu Zeitgenossen des Vergangenen.



Wie stark die Photographie einst auf die Zeitgenossen ihrer Anfänge wirkte, beweisen uns die spiritistischen Photographien des ausgehenden 19. Jahrhunderts, welche die Geister der Verstorbenen nicht besser glaubten wieder beleben zu können als dadurch, dass sie sie photographisch ablichteten.

Kunstwerke verstehen wir, indem wir sie unmittelbar auf uns wirken lassen. Diese Wirkung vollzieht sich ganz unabhängig von dem Zeitpunkt, zu dem wir sie erblicken. Das Verständnis für Kunstwerke kann durch die Aufdeckung ihrer zeitgenössischen Bezüge zunehmen, aber es bedarf dieser Bezüge nicht. Die Zeit gewinnt im Kunstwerk wieder die Qualität einer Teilhabe, welche die historische Distanz mit einschließen mag, aber sie dabei doch zugleich auch überwindet.